Zeitschrift: Appenzeller Kalender
Band: 177 (1898)

Artikel: Der arme Mann im Toggenburg
Autor: A.K.
DOI: https://doi.org/10.5169/seals-374193

Nutzungsbedingungen
Die ETH-Bibliothek ist die Anbieterin der digitalisierten Zeitschriften auf E-Periodica. Sie besitzt keine Urheberrechte an den Zeitschriften und ist nicht verantwortlich für deren Inhalte. Die Rechte liegen in der Regel bei den Herausgebern beziehungsweise den externen Rechteinhabern. Das Veröffentlichen von Bildern in Print- und Online-Publikationen sowie auf Social Media-Kanälen oder Webseiten ist nur mit vorheriger Genehmigung der Rechteinhaber erlaubt. Mehr erfahren

Conditions d'utilisation
L'ETH Library est le fournisseur des revues numérisées. Elle ne détient aucun droit d'auteur sur les revues et n'est pas responsable de leur contenu. En règle générale, les droits sont détenus par les éditeurs ou les détenteurs de droits externes. La reproduction d'images dans des publications imprimées ou en ligne ainsi que sur des canaux de médias sociaux ou des sites web n'est autorisée qu'avec l'accord préalable des détenteurs des droits. En savoir plus

Terms of use
The ETH Library is the provider of the digitised journals. It does not own any copyrights to the journals and is not responsible for their content. The rights usually lie with the publishers or the external rights holders. Publishing images in print and online publications, as well as on social media channels or websites, is only permitted with the prior consent of the rights holders. Find out more

Download PDF: 12.07.2025

ETH-Bibliothek Zürich, E-Periodica, https://www.e-periodica.ch

Verein, weder aktiv noch passiv. Ja er verschmäht nicht nur die Genüsse des Vereinslebens, sondern sogar die Annehmlichkeiten stillen Familienglückes. Nur kurze Zeit lebt er mit dem Weibchen zusammen — im Frühling. Hierauf verläßt er seine Ehehälfte, welche 10—12 Wochen später 3—4 Junge wirft. Die Fürsorge für diese Nachkommenschaft fällt allein der Mutter zu.

Trotzdem der Dachs zeitweise lebhaft in Vegetarianismus macht, so thut er dies weder aus Prinzip noch auf Befehl eines Naturarztes, sondern „weil's mi halt freut." Wenn im Herbst die Obstbäume von Windeshand geschüttelt werden, dann kommt in später Abendstunde der mürrische Kauz aus seiner Höhle hervor und schleicht auf leisen Sohlen unter den Bäumen umher, um Mahlzeit zu halten. Wenn die Trauben der Reife entgegengehen, dann besucht nächtlicher Weile unser Leckermaul die Weinberge und füllt seinen geräumigen Wanst mit der köstlichen Frucht. In weniger günstigen Zeiten gräbt er mit seinen Krallen saftige Wurzeln aus der Erde oder liest auf den Aeckern wohl auch Rüben zusammen, um seine Begierde nach Pflanzenkost zu befriedigen. Aber, wie gesagt, er hat nicht unterschrieben als Vegetarianer. Mäuse, Eidechsen, Würmer, Insekten aller Art, aber auch größere Thiere wie junge Hasen liefern ihm Fleisch auf seinen Tisch. Er stöbert Bienen- und Hummelnester auf, um außer den Bewohnern auch deren Honigvorrath zu verzehren. Zur richtigen Behandlung eines so gemischten Speisezettels hat ihn die Natur mit einem Gebiß ausgestattet, das zwar ein Raubthiergebiß ist, aber doch stumpfhöckerige Zähne besitzt, die zum Kauen von Pflanzennahrung taugen.

Die große Gefräßigkeit und die beispiellose Faulheit bringen es zu Stande, daß der Dachs im Spätherbst mit einem Bäuchlein ausgestattet ist, das nothwendig einer Entfettungskur ruft. Weder Schweninger noch Karlsbad werden verordnet. Das Thier hilft sich mit einem einfachen Hausmittel, indem es nun eine mehrmonatliche Hungerkur antritt: es zieht sich in seine wohlausgepolsterte Höhle zurück, legt sich platt auf den Bauch und verfällt in einen Winterschlaf. Das wirkt. Beim Erwachen im frühsten Frühling ist der Faulpelz schindeldürr und hat nun nichts eiligeres zu thun, als durch erneutes Schlemmerleben die Hautfalten wieder mit Fett auszustopfen.

Im Herbst, da das Thier sich anschickt, sich auf den Winterschlaf vorzubereiten, ist es eifrigen Nachstellungen von Seiten des Menschen ausgesetzt. Sein fettes Fleisch, das im Geschmack dem Schweinefleisch ähnelt, wird gerne gegessen; der Pelz wird zum Ueberziehen von Koffern oder zu Bodenteppichen verwendet oder an einen Pferdekummet gehängt; die langen Haare liefern Material zu Bürsten und Pinseln. Da der Dachs ein Nachtthier ist, kann ihm der Jäger außerhalb des Baues nicht gut beikommen. Meistens wird er durch Dachshunde aus seiner Höhle ausgetrieben und am Ausgange von dem harrenden Jäger geschossen, oder aber er wird ausgegraben. Bei letzterer Arbeit verwendet der unmenschliche Jäger oft ein scheußliches Marterinstrument von der Form eines Korkziehers, das er dem armen Thier in den Leib stößt.

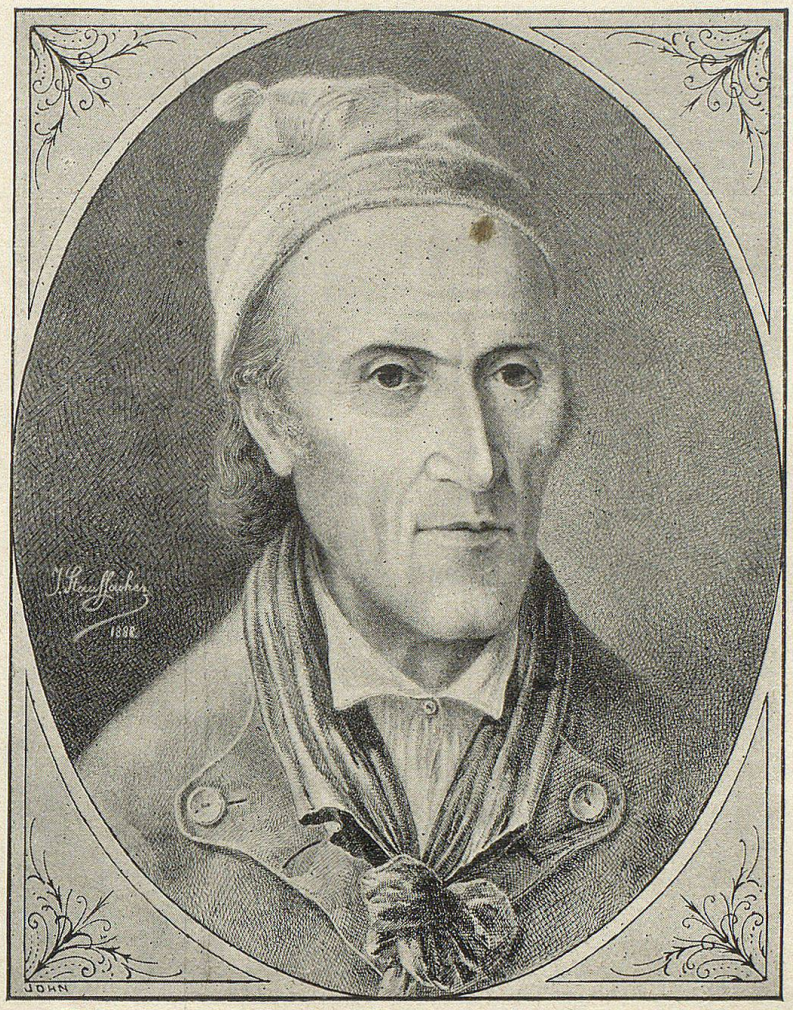
Der Dachs hat also alle Ursache, den Menschen zu fliehen. Der Mensch ist für ihn wie für viele andere Geschöpfe das gefährlichste Raubthier. H.

Der arme Mann im Toggenburg.

Schon der Titel sagt, daß der Mann, von dem der Kalendermann in der diesjährigen „Brattig" erzählen will, nicht der Gesellschaft der obern Zehntausend angehörte und keinen Millionär zum Vetter-Götti hatte. Arm ist er geboren, arm, blutarm war er sein Leben lang, und eben so arm ist er vor hundert Jahren gestorben. Seine irdische Laufbahn war ein mühselig rauher Weg. Fast nie lächelten ihm Glück und Freude, und nur höchst selten fiel ein spärlicher Lichtblick in sein stilles, mühsames Weberleben. Trotzdem verlor er nie das Vertrauen auf Gott und auf sich selbst und fand neben anstrengender täglicher Arbeit immer noch Zeit, sich selber fortzubilden, seinen Geist mit Kenntnissen zu bereichern, sein Gemüth zu veredeln. Sag an, lieber Leser, ist es, wenn man solches hört, nicht für viele junge Leute geradezu beschämend, daß sie die sich ihnen heutzutage bietenden Gelegenheiten, sich nützlich fortzubilden, nicht besser benützen?

Ulrich Bräcker wurde den 22. Dezember 1735 im Näbis in der toggenburgischen Gemeinde Wattwil geboren. Von seinem kleinen Geburtsorte erhielt er den Namen Näbis Uli. Schon Urgroßvater und Großvater waren arme Leute gewesen, die sich kümmerlich ernähren mußten; aber überall, wo man sie kannte, galten sie als brav, ehrlich und in jeder Beziehung unbescholten. Der Vater brannte Salpeter, verdiente aber dabei kaum so viel, um seine Familie mühsam durchzubringen. Die Mutter war eine einfache, aber edle und wackere Frau. Von ihr ererbte

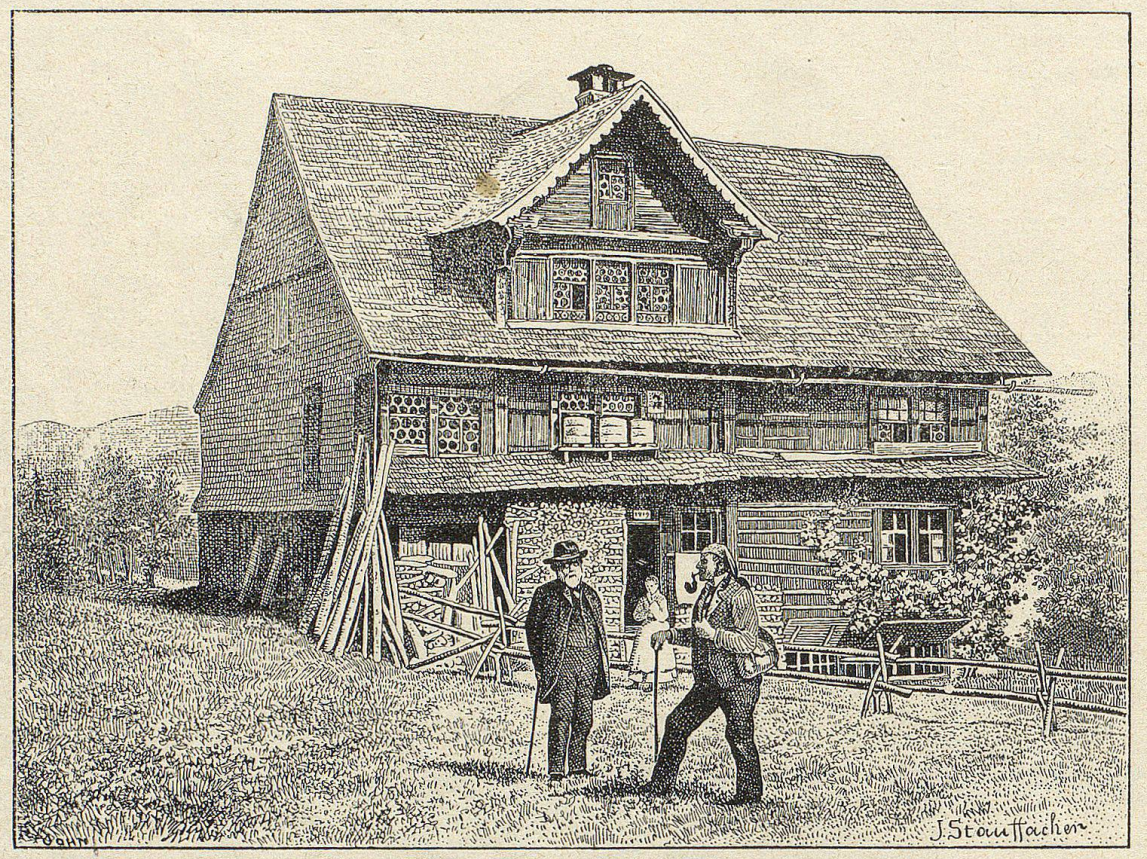
er jene christlichen Grundsätze, die ihn durch sein ganzes Leben begleiteten und ihn zu dem berühmten Manne machten, mit dem vornehme Eidgenossen Freundschaft schlossen. Man sieht also auch hier wieder, welch wichtigen Einfluß eine gute Mutter in der Erziehung auf ihre Kinder ausüben kann. Im Jahre 1741 vertauschte der Vater seinen bisherigen Wohnsitz mit dem einsamen Gütchen Dreischlatt, in einem zur Gemeinde Krinau gehörenden Nebenthälchen gelegen. In einer solchen Einöde, wo die Füchse und Hasen einander gute Nacht sagen, nahe den steilen Wiesen, Alpen, Gehölzen und Felswänden, wo es manchem Stadtherrchen langweilig werden würde, da wuchs unser Uli heran und entwickelte sich zum sinnigen Naturfreund. Als Hüter einiger Ziegen fand er hinlänglich Zeit, sich in die Schönheiten der heimatlichen Landschaft zu vertiefen und sich mit dem Wachsthum der Pflanzen, mit Busch und Baum bekannt zu machen. So wohl es dem Knaben in Dreischlatt war, dem Vater blühte auch hier wenig Glück, obgleich alle Familienglieder sich aus Leibeskräften anstrengten, um den Zins für die treibenden Gläubiger herauszubringen. Der Tod der Großmutter ging unserm Ulrich tief zu Herzen und noch später schrieb er von ihr in seinen Erlebnissen: „Ich glaube gewiß noch Glück von ihr her zu haben, denn Elternsegen ruht auf Kindern und Kindeskindern.“ Während einer nur kurzen Schulzeit, die er aber fleißig benützte, lernte er lesen und schreiben und verschaffte sich dadurch gleichsam den Schlüssel zu dem Schranke, in dem der Schatz der Weisheit verborgen liegt, den frühere Denker aufgespeichert haben und zu dem ihm nun für sein ganzes Leben der Eingang offen stand.



Näbis Uli.

Mitte März 1754 war die Familie gezwungen, Das Heimwesen Dreischlatt zu verlassen. Man zog in eine morsche, rauchige Hütte auf der Steig bei Wattwil. Uli kam als Knecht zum Weibel auf Schloß Iberg, wurde aber schon im Jahre 1755 durch die Schlechtigkeit eines verkappten Werbers, der dem Vater sagte, er wolle dem Sohne einen lohnenden Platz verschaffen, als Soldat nach Preußen verkauft und machte im siebenjährigen Krieg, den König Friedrich der Große von Preußen und die Kaiserin Maria Theresia mit einander führten, nach an Entbehrungen reichem Kasernenleben die Schlacht bei Lowositz mit, konnte aber, von unserm Schweizerheimweh getrieben und der entsetzlichen Plagereien müde, entweichen und langte zur Freude von Eltern und Geschwistern wieder glücklich in der lieben Heimat an. Wie herzlich der Verlorengeglaubte daheim wieder aufgenommen wurde, beweisen die Worte des Vaters: „Ach! Willkommen, willkommen mein Sohn! Gottlob, daß du gesund da bist und ich einmal alle Zehne wieder beisammen habe. Obschon wir arm sind, gibt's doch alleweil Arbeit und Brot.“ — Was Ulrich Bräcker in schlichter, herzlicher Art über den siebenjährigen Krieg aufgezeichnet, ist von großer Wichtigkeit und gibt uns ein klares Bild über das damalige Söldner-

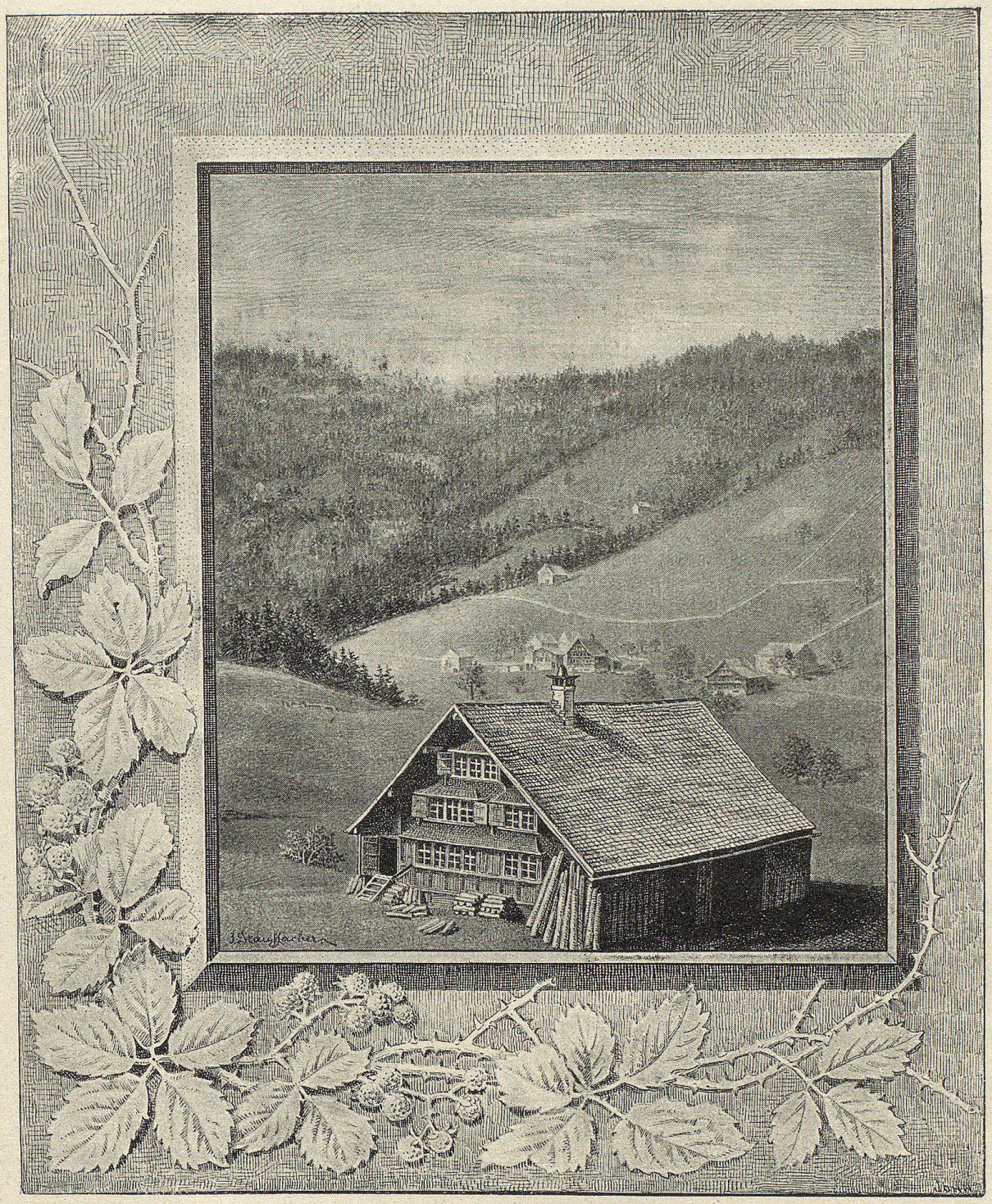
und Soldatenleben. Wenn z. B. in Norddeutschland das Buch vom „Näbis Uli" fast bekannter ist als in der Heimat, so ist das nicht zum kleinsten Theile dem Umstande zuzuschreiben, daß er jene wichtigen deutschen Kriegsereignisse volksthümlich zu schildern versteht. Während er als Salpetersieder sein kümmerliches Brot verdiente, arbeitete es gewaltig in seinem Kopf und seinem Herzen. „Die bunten Erlebnisse hatten sich als Erinnerung in ihm abgelagert, und sein rüstiger Geist drang denkend von Schicht zu Schicht. Er lernte der Menschen Urtheil und Vorurtheil, ihr Denken und Empfinden begreifen, lernte sein eigen Wesen verstehen und dessen Bestimmung, die heiligen Wege Gottes und die Irrwege der Weisen. Er war ein schlichter und bescheidener Weiser und ward im Kampf mit den Hindernissen, die ihm seine eigene Natur und seine schwerbedrängte Lage entgegenthürmten, allmälig stark; aus dem Strauchelnden ward nach und nach ein rüstiger Steiger nach der Sonnenhöhe des ewigen Lichtes." Bräcker heirathete am 3. November 1761 eine wackere, fleißige Hausfrau und hielt seinen Einzug in ein für tausend Gulden erbautes Heim auf der Hochsteig bei Wattwil. Nach dem Tode seines Vaters hatte er nicht nur für seinen eigenen neugegründeten Hausstand zu sorgen, sondern auch noch bei vier unerzogenen Geschwistern Vaterstelle zu versehen. Trübe Jahre folgten, so trüb und schwer, wie man sie seinem ärgsten Feinde nicht wünschen möchte. In diesen Zeiten der schwersten Noth, bei Nacht, nach ermüdender Arbeit im Webkeller, suchte er Trost in den Büchern und begann, seine Erlebnisse und Gedanken aufzuzeichnen, die ihm zu seiner Berühmtheit verholfen haben. Seine Gedanken drangen durch wohlwollende Männer, die sich des armen Weberleins nicht schämten, an die Oeffentlichkeit und verschafften ihm Freunde, die sein edles Herz, seinen reinen Sinn und seine reichen Talente erkannten.



„Näbis", Geburtsort des Näbis Uli.

Ulrich Bräcker erreichte ein Alter von 63 Jahren.

Eine jährliche Pension, die er von seinem Freunde Füßli in Zürich erhielt, der die erste Lebensbeschreibung des armen Mannes im Toggenburg herausgegeben hatte, erheiterte seinen Lebensabend.



Dreischlatt in der Gemeinde Krinau.

Er schloß sein vielbewegtes Leben den 11. September 1798, also vor hundert Jahren.

Wenn der Appenzeller-Kalender hiemit an das Andenken dieses wackern Toggenburgers erinnert, so erfüllt er mit Freuden eine Ehrenpflicht. Er will zeigen, daß man berühmt werden kann, wenn man auch nicht in goldenen Palästen wohnt, und daß es Güter gibt, die weit über das hinausreichen, was man im gewöhnlichen Leben als Glück bezeichnet. Diamant oder Glas? Ehre, Reichthum, Aemter, momentanes Ansehen, sie sind in gar vielen Fällen Glas und erblinden. Treue Pflichterfüllung auch im geringsten, unscheinbarsten Berufe, Gottvertrauen und Vertrauen auf eigene Kraft, rastloses Ringen nach eigener innerer Vervollkommnung, sie sind ein Diamant, an dessen hellem Glanze sich noch spätere Zeiten erfreuen.

A. K.

Du sollst.

Eine Skizze aus dem Bauernleben von Th. B.

Der Scheimreiterhof war mit Allem, was dazu gehörte an Wald, Wiese und Feld, der schönste und größte in ganz Weidenau. Er war der letzte im Dorfe und hart am Flusse gelegen — Alles an ihm war rein und nett, gediegen und stattlich. Und eben so stattlich wie der Hof war auch sein Besitzer, der Bauer Wenz Wenkhauser, ein Mann in der Mitte der Fünfziger, groß und breitschultrig. Wenn er so daherkam in hohen Stulpstiefeln und weiter Lodenjoppe, den breitkrämpigen Filzhut, der ihm Sommer und Winter zur Kopfbedeckung diente, nach rückwärts gesetzt, so daß die hohe, gebräunte Stirne sichtbar war, unter der sich zwei strenge blickende blaue Augen befanden, da hatte man das Empfinden, einem strengen, unbeugsamen Manne gegenüber zu stehen, der seinen Willen immer und überall geltend macht, koste es was es wolle; man merkte, daß den breiten Lippen das eiserne „Du mußt", gar geläufig war. So standen die Dinge auch in der That; Wenkhauser war ein strenger Gebieter, und seine Strenge galt nicht nur seinen Untergebenen, Arbeitern, Knechten und Dienern, auch seine sanfte, engelsgute Frau und sein einziges Kind, das bildsaubere Evchen, hatten arg darunter zu leiden. Gerade eben hatte sich in der Stube eine erregte Scene abgespielt. Der Bauer hatte seiner Frau und Tochter erklärt, Evi sei nun 24 Jahre alt und da wäre es wohl an der Zeit, sie passend zu verheirathen; er habe auch bereits den Bräutigam bestimmt in der Person des Grisenberger Sepp. Sepp war der einzige Sohn des Ankerhofbauern im angrenzenden Dorfe Nußbrunn, ein ganz netter, braver Bursche nur etwas schwerfällig. Der Ankerhof war nicht so groß wie der Scheimreiterhof, war aber auch ein ganz stattlicher Besitz, und der alte Grisenberger, der als Geizhals weit und breit bekannt war, kam an Reichthum dem Wenkhauser ziemlich nahe — Sepp war mithin eine gute Parthie. Evchen aber erklärte ihrem Vater, zitternd zwar, aber bestimmt, sie habe nichts gegen den Sepp, ihre Hand könne sie ihm aber unmöglich geben, da sie bereits an Vetter Peter ihr Herz geschenkt und nur diesem oder keinem das Jawort geben werde. Vetter Peter war ein entfernter Anverwandter und erster Knecht auf dem Scheimreiterhof — er war ein durchaus tüchtiger und braver Bursche, hatte aber außer seinen landwirthschaftlichen Kenntnissen und sonstigen guten Eigenschaften nichts als seinen Knechtlohn. Daher war die Entrüstung des Vaters eine ungeheure, als ihm Evi so ohne Weiteres erklärte, sie habe an Peter ihr Herz verpfändet. Er überschüttete sie mit Vorwürfen und nannte sie falsch und unkindlich, da sie es gewagt, hinter dem Rücken der Eltern ein Liebesverhältniß anzubandeln mit einem dahergelaufenen Vetter von Habenichts. Auch der Frau warf er vor, daß sie dem Mädel zu viel Freiheit lasse, und nicht besser auf ihr Thun und Treiben achte, sonst wäre ein solcher Skandal nicht möglich. Die peinliche Scene endete damit, daß der Bauer anspannen ließ.

„Jetzt auf der Stell' fahr' i nach Nußbrunn n'über", schrie er, „und sag' dem alten Grisenberger, daß sein Sepp unser Evi haben kann! Wart, i werd' Dir schon lernen, Du trotziges Ding Du, allweil gegen Vaters Will' zu sein! Wenn i sag', Du nimmst den Sepp, so mußt ihn nehmen, Du mußt halt, und damit basta — versteh'st?" Wenn der Bauer in seine Wuthstimmung kam, gab's absolut keine Widerrede, da war er völlig wie toll und an ein Nachgeben seinerseits war überhaupt nicht zu denken. Die beiden Weibsleute wurden käseweiß, thaten aber das Beste, was sie thun konnten, sie schwiegen. Als aber Wenkhauser den Hof verlassen hatte, fiel Evi der Mutter um den Hals und bat und beschwor sie, ihr doch nicht bös zu sein, sie verdiene das nicht, sie hätte nichts Böses gethan und könne nichts dafür, daß sie den Peter so arg gerne habe. Peter selbst habe sie gebeten, noch eine Weil' zu schweigen, da er Aussicht habe, nächstens einen